

Emotionen an der Hochschule: Ein Selbstversuch

Habilitationskolloquien stellen innerhalb des Universitätsbetriebs sicherlich eine exponierte Prüfungssituation dar. Dirk Koob befasste sich in seinem eigenen Kolloquium mit der Relevanz der Soziologie für die Erforschung von Emotionen. Dabei inszenierte er den konkreten sozialen Handlungskontext als Anwendungsfall der zu erörternden Problemstellung. Der folgende Text schildert den damaligen „Selbstversuch“ und arbeitet hierüber einige Spezifika von Emotionen an der Hochschule sowie die originäre Erkenntnisleistung einer sich erst seit den 1980er/90er Jahren herausbildenden soziologischen Perspektive auf Emotionen heraus.

von Dirk Koob

Ich erinnere mich noch ganz genau an diesen sonnigen Julimorgen. Deutschland hatte am Vorabend sein WM-Halbfinalspiel gegen Italien mit 2:0 nach Verlängerung verloren. Eigentlich hätte ich noch immer enttäuscht und niedergeschlagen sein müssen. Doch dafür blieb gar keine Zeit. Es war nämlich der Tag meines Habilitationskolloquiums.

*

Pünktlich um 10 Uhr stehe ich den akademischen Juroren, den Hütern wissenschaftlicher Qualität, gegenüber. Mir ist furchtbar heiß, meine Gesichtszüge sind angespannt und das flaue Gefühl in meiner Magengegend ist bedrückend. Am Schlimmsten aber ist die Angst. Die Angst, unzulänglich zu sein, nicht zu genügen, heftig kritisiert und damit beschämt zu werden. Die Situation scheint meine Identität zu bedrohen, meinen Selbstwert in Frage zu stellen. Denn Wissenschaftler bin ich ja nicht einfach nur so nebenbei. Was habe ich schon anderes zu bieten als meinen Verstand? Ich erschrecke bei der Vorstellung, mein ganzes Sein wird nun zum Objekt der Bewertung durch andere - andere, die ich teilweise noch nie zuvor gesehen habe, vor denen ich mich jetzt aber exponieren und beweisen muss. Großer Gott, was werden meine Verwandten und Bekannten sagen, wenn ich hier versage?

Kaum betrete ich den großen, neumöblierten Raum, so genieße ich auch schon unweigerlich die gesamte Aufmerksamkeit. Nun ja, von Genuss kann eigentlich keine Rede sein, angesichts dessen, was hier auf

dem Spiel steht. In der festen Überzeugung, es gehe hier um Leben und Tod, fühle ich mich so, wie man sich in Folge einer solchen Überzeugung wohl fühlen muss.

Kann man eigentlich auch nichts fühlen?

„Ich freue mich, Sie heute zu diesem Habilitationskolloquium begrüßen zu dürfen.“ Mit diesen Worten eröffnet die Dekanin der sozialwissenschaftlichen Fakultät die Veranstaltung. Irgendwie will ich wohl glauben, auch sie sei etwas nervös. Wäre ich bei klarem Verstand, so fiel mir dafür freilich kein einziger vernünftiger Grund ein. Gefühl, Verstand, Vernunft. Klar, diese Dinge lassen sich sauber voneinander trennen. Gäbe es denn sonst unterschiedliche Begriffe dafür?

Mit Verstand und Vernunft mache ich mich also daran, über Gefühle zu reden. Seltsam, in dem Moment, in dem ich beginne, fühle ich selbst nichts mehr, sondern nehme das Geschehen nur noch verschwommen wahr. Eine unheimliche Leere, ein Vakuum breitet sich in mir aus. Und das, nur wenige Minuten nachdem sich meine zitterigen Hände nahezu außerstande sahen, Notebook und Beamer zusammen zu schließen. Wie verfügbar sind Emotionen eigentlich, und ist es denn tatsächlich möglich, nichts zu fühlen?

Ganz so, als hätte ich eine CD eingelegt und nun die Play-Taste gedrückt, spule ich meinen mühsam entworfenen und zigfach geprobteten Vortrag ab, lasse an zuvor detailliert erarbeiteten Stellen den ein oder anderen Scherz fallen oder blicke bestimmte Anwesende just

dann an, wenn ich um einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen dem Gesagten und deren Arbeitsschwerpunkten weiß. „Kleider machen Leute“ bemerke ich etwa augenzwinkernd, weil ich dem Anlass entsprechend ausnahmsweise mal einen Anzug trage. Dabei vergesse ich gleichwohl nicht, eine Ethnologin freundlich anzulächeln, die gerade eine Ausstellung im städtischen Museum zu diesem Thema präsentiert. Mein Vortrag endet mit einem Zitat Voltaires. „Ich habe beschlossen, glücklich zu sein, weil es besser für die Gesundheit ist“, soll er einst gesagt haben. „Das passt prima zum Thema“, denke ich mir, „ist lustig, stimmt nachdenklich und hat für die Zuhörer sogar einen echten alltagsweltlichen Nutzwert. Kann es einen besseren Einstieg in die Diskussion geben?“

Den ein oder anderen Leser dürften diese Zeilen innerhalb eines sich wissenschaftlich gerierenden Essays vielleicht etwas irritieren. Man könnte sich wünschen, ich möge doch jetzt bitte langsam zum Punkt kommen. Einverstanden. Um soziologische Anmerkungen zu Emotionen an der Hochschule soll es hier gehen. Mit Emotionen an der Hochschule hatte das bisher Gesagte sicherlich etwas zu tun. Aber wo bleibt die Soziologie?

Betrachten wir das Habilitationskolloquium nun einmal dezidiert mit soziologischen Augen, so handelt es sich um ein hochinstitutionalisiertes soziales Setting. Etwas despektierlich könnte man wohl auch von einem Initiationsritus sprechen: ein stark verregeltes Verfahren, das klären sollte, ob ich „würdig“ war, den höheren akademischen Kreisen in Deutschland anzugehören. Damit ging es um die Aufhebung einer Distinktion durch soziale Anerkennung und insofern um eine Statusveränderung bzw. um eine „Erhöhung“ meiner Bildungsschichtzugehörigkeit. Mit autoritativen Ressourcen ausgestattete Evaluatoren hatten darüber zu befinden, ob man mich als einen umfassend gebildeten Soziologen bezeichnen durfte. Ich bzw. meine Leistung (war dies zu trennen?) sollte also bewertet werden. Konnte

es verwundern, dass ich vor diesem Hintergrund zunächst nervös war und unter starken Versagensängsten litt?

Aber meine anfänglichen Gefühle waren sicherlich nicht bloß eine Reaktion auf die beschriebene Situation bzw. meiner kognitiven Repräsentation derselben. Nein, sie waren auch gleichsam regelhaft mit dieser verknüpft. Immerhin existieren ja bestimmte Vorstellungen darüber, wie in einem bestimmten Kontext „richtigerweise“ zu fühlen ist. Auch dabei handelt es sich also um einen sozialen Standard, gegen den man trefflich verstoßen kann. Hätten es die Kommissionsmitglieder nicht als reichlich seltsam empfinden müssen, wenn ich im Gestus der Überlegenheit fröhlich pfeifend den Saal betreten hätte? „Der nimmt uns wohl nicht ernst“, hätte der ein oder andere wahrscheinlich gedacht.

Gefühle unterliegen einer Beurteilung auf soziale Angemessenheit

Gefühle unterliegen also einer Beurteilung auf soziale Angemessenheit. Es ist sehr wohl möglich, sie rollenwidrig darzustellen oder sogar tatsächlich rollenwidrig zu fühlen. Das soll nun keineswegs heißen, mein damaliges Gefühlsleben sei ausschließlich Resultat des Befolgens sozialer Konventionen gewesen. Aber eben doch auch, insofern bestimmte emotionale Praxen Verbindlichkeitscharakter besitzen und in sozialen Austauschsituationen wechselseitig geschuldet werden.

Freilich lässt sich das Wissen um diese Mechanismen auch instrumentalisieren. Meine sozial durchaus erwartbaren und von mir exponiert dargebotenen Gefühle gingen kommunikativ in die Interaktion ein und wurden für die Evaluatoren (zumindest für die Aufmerksamen unter ihnen) ganz sicher zum Objekt ihrer Bedeutungszuschreibungen. Möglicherweise begannen die Professoren nun, ihre eigenen emotionalen Rollen zu redefinieren, verhielten sich vielleicht freundlicher oder sogar fürsorglicher mir gegenüber als ursprünglich geplant. Eigentlich sollten sie aber mich bzw. meine Leistung ausschließlich

vor dem Hintergrund wissenschaftlich-rationaler Kriterien beurteilen. Emotionen schienen da doch nur zu stören oder zu einer Verzerrung einer objektiven Beurteilung zu führen. Es darf mithin wohl als normativ geboten gelten, Emotionen vom akademischen Bewertungsprozess fernzuhalten. Der Verweis auf „rein wissenschaftliche Aspekte“ geht uns ja nicht von ungefähr wie ein geflügeltes Wort von den Lippen.

Dennoch: So wirklich emotional unbeteiligt konnten die Zuschauer und Zuhörer natürlich nicht sein. Und zugegeben, ich versuchte durchaus ein Bild meiner Selbst in die Interaktion hinein zu projizieren, das irgendwie positive Gefühle bei allen Anwesenden erzeugen sollte. Ja, ich spielte Theater, um das emotionale Erleben der anwesenden Personen sowie die Grundstimmung im Saal, sozusagen das „emotionale Klima“, zu beeinflussen.

In gewissem Sinne handelte es sich um die Inszenierung eines interaktiven Bühnenstückes: Während ich noch „offiziell“ über das Verhältnis der Soziologie zu Emotionen berichtete, setzte ich meine diesbezüglichen Kenntnisse auch schon strategisch in die Tat um, versuchte also die praktische Alltagsrelevanz des von mir Gesagten zu demonstrieren und für mich zu nutzen. Ich nahm die konkrete soziale Situation mitsamt den tatsächlichen oder vermeintlichen emotionalen Befindlichkeiten der Protagonisten als Anschauungsmaterial für die Thematik, deren Beherrschung ich unter Beweis zu stellen hatte.

Nachdem ich zunächst meinen eigenen emotionalen Ausgangs- wie Ausnahmezustand durch das Aufsetzen kognitiver Scheuklappen in ein affektives Wachkoma überführt hatte, stand nun also das „Management“ fremder Emotionen auf meinem Plan. Ich wollte die Anwesenden über ihren Intellekt hinaus involvieren, um so Kontrolle auszuüben. Dazu bot ich ihnen bestimmte Situationsdefinitionen und Typisierungen an; etwa „netter Kerl“, „fachkompetent“, „interessanter Vortrag“, „angenehme Diskussionsatmosphäre“ usw. Ich

versprach mir davon eine Distanzreduktion, eine engere soziale Bindung und letztlich eine wohlwollendere Beurteilung. Dahinter verbarg sich die Überzeugung hinsichtlich einer eindeutigen Abhängigkeitsbeziehung zwischen Emotionen und Handeln: „Wer mich mag, wird mich ja wohl kaum durchfallen lassen. Das wäre doch irrational ...!?“

Ob der letztlich erfolgreiche Abschluss meines Habilitationsverfahrens nun in irgendeiner Weise mit meiner hier skizzierten Inszenierung zusammenhing, mag dahingestellt bleiben. Zweifellos aber sind Emotionen treue Begleiter aller im Wissenschaftsbetrieb handelnden Akteure und sie bestimmen das Interaktionsgeschehen in nicht unerheblicher Weise mit. Immer beantworten wir über unser emotionales Involviertsein auch die Sinnfragen, die sich uns in konkreten Situationen stellen, nehmen Bedeutungszuschreibungen über Wichtigkeitsbesetzungen vor. Und dies tun wir keineswegs nur auf der Basis von Persönlichkeitseigenschaften, individuellen Idiosynkrasien, engeren situativen Mustern oder angesichts konkreter Interaktionspartner.

Nein, auch übergeordnete, gleichsam verborgene, institutionell-normative Strukturen üben einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf unser Fühlen aus. Sie spannen als Restriktionen oder Ermöglichungsbedingungen ein Koordinatensystem auf, welches uns nicht bloß konventionelle Wege des Fühlens aufzeigt, sondern diese zugleich mit einer stillschweigenden Verbindlichkeit und Legitimation versieht. Hierüber wird dann Konformität gestiftet und ein soziales Ordnungsgefüge affirmativ bestätigt. Vor allem durch solche sozialkonstruktivistischen, kulturrelativistischen und sozialkritischen Überlegungen, bei denen die Verbindung von gesellschaftlicher Makro- mit der individuellen Mikroebene im Zentrum der Reflexionen steht, vermag die Soziologie einen genuinen Beitrag zur Erforschung und zum besseren Verständnis von Emotionen zu leisten. Die zweigeteilte soziologische Grundfrage im Zusammenhang

mit Emotionen lässt sich demnach vereinfacht wie folgt formulieren: Wie werden Emotionen durch soziale Ordnungen affiziert und wie wirken andersherum Emotionen auf soziale Ordnungen zurück?

Daneben sind Soziologen als Experten für Aggregateffekte und -bedingungen sozialer Interaktion auch für Gruppengefühle, Stimmungen oder emotionale Klimata zuständig. Gleichwohl scheint es mir wenig schlüssig, Emotionen – wie dies oftmals geschieht - als kollektive oder relationale Phänomene auszuweisen. Fragt man nämlich nach dem Ort der emotionalen Erregung, so landet man unmittelbar wieder beim einzelnen Individuum, und insbesondere die Rede vom „Gruppengefühl“ wird rasch als wenig tragfähige Metapher entlarvt. Mit Ausdrücken wie „geteilte emotionale Erfahrung“ oder „gemeinsames emotionales Erleben“ lässt sich hier wesentlich präziser argumentieren und zugleich die Anschlussfähigkeit an andere Disziplinen sicherstellen.

Berufliche Karriere und finanzieller Erfolg sind Fluchtpunkte persönlichen Gelingens

Insbesondere im Reflexionsrahmen einer zeitdiagnostischen – dem derzeitigen einheitswissenschaftlichen Mainstream freilich vielfach nicht entsprechenden - kritischen Kultur- und Sozialtheorie befinden wir uns auf soziologischem Felde mit unseren Anmerkungen zu Emotionen an der Hochschule. So sind etwa Habilitationskolloquien nicht nur eingebettet in eine spezifische Bildungslandschaft und Universitätskultur, sondern ganz generell in eine komplexe soziale Welt: eine Welt der Universitäten, der Statusaspirationen, des sozial-kodifizierten Scheiterns und Gelingens; eine soziale Welt also, die den Relevanzrahmen solcher Prüfungssituationen absteckt.

Wenn Gesellschaften wie die unsrige Individualisierung in Form von beruflicher Karriere und finanziellem Erfolg als Fluchtpunkte persönlichen Gelingens respektive individuellen Sinnerlebens ausweisen, dann

definieren sie hierüber zugleich zentrale Bedingungen sozialer Anerkennung. Dies muss dann zu starken emotionalen Belastungen bei all jenen führen, die in einem dem Jugendwahn anhängenden kapitalistischen Wirtschaftssystem auf eine universitäre Laufbahn gesetzt haben, aber nicht in der Lage sind, zu reüssieren.

Will sich der wissenschaftliche Ertrag der getätigten „Bildungsinvestitionen“ nach einem erfolgreich absolvierten Habilitationsverfahren nicht einstellen (sprich: die heiß begehrte Professur bleibt aus), dann stehen Alternativen in einem Alter von um die vierzig Jahren in funktional differenzierten Gesellschaften nur noch sehr eingeschränkt zur Verfügung (bzw. werden nur noch sehr eingeschränkt zur Verfügung gestellt). Insbesondere die Grenze zum Subsystem „Ökonomie“ ist vor allem für die meisten Geistes- und Sozialwissenschaftler dann weitgehend undurchlässig geworden. Die durch die Erteilung der Venia Legendi zwar offiziell zertifizierte Anerkennung mitsamt des damit zusammenhängenden Bildungsaufstiegs erweisen sich so als Pyrrhussiege. Was bleibt, sind Frust, Scham, Zukunftsangst und Resignation. Also Emotionen. Was auch sonst?

(2007)

Dirk Koob ist Privatdozent am sozialwissenschaftlichen Methodenzentrum der Georg August-Universität in Göttingen (dirk_koob@web.de)